

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 10. — Sonntag, den 3. März 1935.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Wandern, wandern, meine Lust...

Ein alter deutscher Handwerksbrauch und seine Wiedererweckung.

Nach einer Verfügung der Reichsbetriebsgemeinschaft Handwerk soll die Romantik des Wanderns wieder aufleben, jener schöne Brauch, der ein unzertrennlicher Bestandteil des Handwerks in der „guten, alten Zeit“ war, dann durch Industrialisierung und in der jüngsten Zeit durch die Arbeitslosigkeit seinen Sinn verloren hat. Seine Vorteile für die Ausbildung des handwerklichen Nachwuchses, aber auch sein Wert für die Erziehung eines Menschen, der sein Vaterland und sein Volk kennengelernt hat, sind so offensichtlich, daß dem jungen Handwerker nichts mehr als die Möglichkeit des Wanderns gewünscht werden kann. Gewandert wurde in Deutschland schon in den frühesten Zeiten des Handwerks. Im 15. Jahrhundert kam dann fast allgemein der Wanderzwang auf, dem ursprünglich ein reines Leistungsmotiv zugrunde lag. Der Handwerker sollte auf der Höhe seiner Zeit gehalten werden und dem Fortschritt folgen. Er sollte danach trachten, seine technischen und geschäftlichen Fähigkeiten zu steigern und die Handwerkskunst fremder Orte in seine Heimat zu verpflanzen. Später jedoch wurde der Wanderzwang von einem Beweggrund bestimmt. Die allmächtigen Zünfte waren bestrebt, die Zahl der Meister möglichst klein zu halten, um so die Konkurrenz auf ein Mindestmaß zu beschränken. Durch den Wanderzwang wurde dies tatsächlich erreicht, denn Reisen und Wandern jener Zeit waren natürlich längst nicht so einfach, so gefahrlos und sicher, wie es später war und etwa heute der Fall ist. Seine Mühsale und Gefahren forderten manches Opfer. Aber nicht bloß

das, ein Teil der Gesellen und ein nicht unbeträchtlicher versank in das Landstreichertum. Er fand Geschmack an dem ewigen Um-



Frohe Rast.



Zwei Gewerbe treffen sich, um gemeinsam weiter zu wandern.

herziehen und zeigte wenig Verlangen, wieder festhaft zu werden. So entstand die Fachtbrüderschaft, eine Gesellschaft, die alles andere denn klein war. Ein anderer Teil verfiel bei den damals üblichen Werbesitten den Lockungen der Werber und tauchte in einem der unzähligen Heere unter, um nie mehr zum Handwerk zurückzukehren. Der Wanderzwang war jedoch nicht allgemein und auch nicht in allen Gewerbebranchen üblich. Ja, in manchen bestand sogar das gerade Gegenteil, ein Wanderverbot. Es waren dies die sogenannten gesperrten Handwerke, die sich im wesentlichen in Nürnberg vorfanden. Die Stadt hatte ein Interesse daran, daß die dort ausgeübten Handwerke nicht in die Fremde verpflanzt und dort vielleicht weiterentwickelt würden. Zu groß war die Gefahr, daß ein wandernder Gesell an einem andern Ort wichtige Verfahren und Handwerksgeheimnisse ausgeplaudert hätte. Daher wurde jeder aus der Stadtgemeinde ausgeschlossen, der einmal fortgewandert war, ebenso

wie auch die Ausfuhr von Werkzeugen streng bestraft wurde. In Nürnberg waren solche gesperrte Handwerke namentlich das Drahtzieherhandwerk sowie das lange Zeit nur in Nürnberg bestehende Handwerk der Brillenmacher, dann der Kompaßmacher, der Messingschläger usw. In andern Städten waren Wanderverbot und Handwerksperre wenig üblich. Aber auch hier boten die Meister alles auf, um den Gesellen möglichst lange Zeit an das Haus zu fesseln. Nachdem der Brauch des Wanderns eine so große Verbreitung gefunden hatte, geschah es bald, daß die Meister, die ge-

wandert waren, sich höher dünkten als die Nichtgewanderten. Man hatte die Welt gesehen und fand es in der Ordnung, daß

der Nichtgewanderte als Meister aufgenommen, aber doch nicht für voll angesehen wurde. Die Nichtgewanderten erhielten den Spitznamen Gnadenmeister und wurden nie zum Ober- oder Zunftmeister gewählt. Die Wanderzeit, soweit sie vorgeschrieben war, schwankte zwischen ein und sechs Jahren, betrug aber in der Regel drei oder vier Jahre. Mancherlei Ausnahmen waren gestattet. So hatten Meistersöhne oder Gesellen, die Töchter oder Witwen von Handwerkern heiraten wollten, eine kürzere Wanderzeit, ebenso der einheimische, der am Orte gelernt hatte. An die Wanderschaft knüpfte sich bald eine große Zahl von Formeln und Gebräuchen, die ursprünglich alle Sinn und Bedeutung hatten, im Laufe der Zeit bei geänderten Verhältnissen ihren Sinn verloren, wohl auch als „läppische Redensarten“ verboten wurden, sich aber doch nie ganz ausrotten ließen. Hatte der Geselle vorchriftsmäßig Sonntags nach dem Essen gekündigt, so mußte er je nach der festgesetzten Kündigungsfrist nach acht oder vierzehn Tagen an einem Montag den Wandertag ergreifen. Wenn er diesen Termin veräumte und als „Wandernder“ noch weiter am Orte blieb, verlor er mancherlei Vorrechte, so z. B. das Recht, von den anderen Gesellen zum Tor hinausgeleitet zu werden. Mit dem Ranzen auf dem Rücken und dem Stab in der Hand, mußte der Wanderer vor seinen Meistern treten, um mit folgenden,



Ein wandernder Fleischergehilfe meldet sich in einem Orte beim Schlächtermeister, um seine Wegzehrung in Empfang zu nehmen.

einer ebenfalls feststehenden Formel, ob einer der Gesellen das Geleit zum Tor hinaus begehre. Gegen dieses Geleit, das natürlich ein Anlaß zum Feiern war (blauer Montag), wurde viel aber vergeblich angekämpft. Die Handwerke suchten es auf alle mögliche Weise zu beschränken, ohne es jedoch nie ganz verhindern zu können. Unterwegs mußte sich der Geselle seinen Lebensunterhalt durch Arbeit verdienen, wo kein Arbeitsplatz frei war, da erhielt er einen bestimmten Geldbetrag als Unterstützung, das sogenannte Geschenk. Dann wanderte er weiter. Heute nun soll dieser Brauch wieder aufleben, den veränderten Zeitverhältnissen angepaßt, freilich in einer veränderten Form. Es wird eigentlich mehr ein Gesellenaustausch innerhalb des Deutschen Reiches sein, zu dem nur solche Gesellen zugelassen werden, die ihre Prüfung mit mindestens „sehr gut“ abgelegt haben und die ebenso politisch als auch moralisch völlig einwandfrei sind. Jeder Geselle erhält von der Reichsbetriebsgemeinschaft Handwerk ein Wanderbuch, aber auch nur dann, wenn er ein politisches Führungszeugnis, ein polizeiliches Führungszeugnis und eine Bescheinigung über seine mit „sehr gut“ bestandene Prüfung vorlegt. Da die wirtschaftlichen Verhältnisse zu größter Sparsamkeit zwingen, wird das Wandern zunächst nur bei drei Handwerken eingeführt, und zwar bei den Fleischern, Bäckern und Konditoren. Im



Drei Fleischer auf der Walze.



„Fremde“ fragen beim Polier eines Baues nach Arbeit.

sich immer gleichbleibenden Worten Abschied zu nehmen: „Alles mit Gunst! Ich bedanke mich des Meisters seines guten Willens, den er mir erwiesen hat, kommt er oder der seinigen oder ein anderer ehrlicher Geselle heute oder morgen zu mir, so will ich ihm wieder einen guten Willen beweisen, kann ich es nicht verbessern, so will ich es nicht verweigern. Wo meiner im Argen gedacht wird, so gedanke er meiner am besten. Desselben gleichen will ich tun und bedanke mich nochmals für alles Gute.“ Darauf antwortete der Meister mit einer ähnlichen Formel. Unmittelbar nach dem Abschied wanderte der Geselle in Begleitung seiner Kameraden zum Tor hinaus. Das war sein gutes Recht, und zu diesem Zweck erkundigte sich der Altgeselle allsonntäglich in

Höchstfalle sollen bei jedem Gau für die genannten Fachschaften fünfundzwanzig Wanderbücher ausgegeben werden. Jedem Wandergesellen wird eine bestimmte Marschroute bis zu seiner Austauschstelle vorgeschrieben, die er in acht Wochen bewältigt haben muß. Es ist also nur ein Anfang, aber ein erfreulicher Anfang. Vielleicht kann es bald wieder dahin kommen, daß nur der Geselle die Meisterprüfung ablegen darf, der nachweisen kann, daß er seine Wanderzeit hinter sich hat.

O wandern, wandern, meine Lust . . .

Herr Meister und Frau Meisterin

Laßt mich in Frieden weiter zieh'n,

Laßt mich in Frieden weiter zieh'n und wandern.

Im Höllental /

Reiseerinnerungen
von Jacob Kraas

Es war in der Adventszeit des Jahres 1924. Glühend heiß brannte die Sonne auf unsere Köpfe. Stolpernd und müde schlepten sich unsere Gänge über den steinigten Bergpfad. Längst waren wir von den Tieren gestiegen und zottelten, die Zügel am Leibriemen befestigt, einen Bambusstab in der Faust, neben den, röhelnden Tieren bergan.

„Caramba! — Fritz, wollen wir den Tieren nicht endlich die wohlverdiente Ruhe geben . . . ich meine . . . verfluchte Hitze heute . . . blöde Idee übrigens von Dir, diesen dämlichen Berg hier emporzukrageln . . . mir scheint, die Hitze hat bei Dir etwas feltfame Reflexionen erweckt . . .“

„Cala bocca, Sinhor; wenn Du doch endlich einmal Deine Klappe halten könntest . . .“, unterbrach mich Fritz Uristed, mein Begleiter auf meinen Irrfahrten durch die Südstaaten Südamerikas, wütend, und warf mir den zerkaute Zigarettenstummel vor die Brust.

„Glaubst Du macaco denn, von Deinem irren Gequassel würde die Sonne sich beschämt hinter die Wolken, die eben nicht da sind, verziehen? Und außerdem warst Du doch auch dafür, dem Höllental einen Besuch abzustatten, und ein anderer Weg als dieser, führt nicht über die Berge zu diesem Satanspfuhl. Könnten ja mal fünf Minuten Pause einlegen!“ und schon warf er sich in das dichte Gebüsch am Wege. Aber schon schnellte er wie von einer Tarantel gestochen in die Höhe und die Ursache: Im Schatten des Busches richtete sich ein Etwas, das man ohne nähere Prüfung ganz gut für einen alten Ast halten konnte, plötzlich auf und ein markdurchdringendes Rasseln und nervenpeitschendes Zischen ließ selbst die plärrenden Papageien und plappernden Affen einen Moment erschreckt schweigen.

„Klapperschlange . . . Best . . . Sauviech . . . warte . . .!“ Die Augen zukneifend, die Zähne hörbar aufeinander mahlend, riß Fritz das lange Buschmesser aus dem Gürtel. Ein kurzes Abwägen, ein scheinbar flüchtiges Zielen und schon sauste von seiner Hand geschleudert das schwere Messer durch die Luft. Ein leichtes Aufklatschen und regelrecht geköpft sank die aufgerichtete Schlange in sich zusammen. Der kopflose Rumpf wand sich und krümmte sich. Der rumpflose Kopf mit dem blutgeifernden fürchterlichen Rachen klappte auf und zu . . . und die Augen, diese grausamen, kalten Augen waren glitzernd auf den Gefährten gerichtet, der nun, ein spöttisches Lachen um den schmalen Mund, schon wieder Tabak und Maisstrohblatt zwischen den langen Fingern hielt und sich gemächlich eine Zigarette wickelte.

Unruhig, nervös trippelten die Pferde hin und her; sie zogen immer wieder an den Zügeln. Es hätte keinen Zweck gehabt, sie beruhigen zu wollen, die Klapperschlange flöhte ihnen zu große Furcht ein.

„Weiter!“, kurz und entschlossen sagt es Fritz und nach einer Weile: „Es können höchstens noch zehn Minuten bis zur Kuppe des Berges sein. Dort wollen wir Rast machen.“

Schweigend zogen wir bergan. Und es bewahrheitete sich, richtig, wie Fritz, der diesen Weg schon einmal geritten war, gesagt, erreichten wir nach ungefähr zehn Minuten die Kuppe des Berges und vor uns breitete sich die unendliche, nur vom Horizont begrenzte Landschaft aus . . .

„Das Höllental!“, wies Fritz in die Tiefe. „Der Rio de Diabo!“ erklärte er weiter und machte mich auf ein schmales, wie flüssiges Silber glänzendes Band in der Tiefe aufmerksam. „Der Fluß des Teufels . . . und dort . . .“, weiter links, wo der Dampf aufsteigt, dort beginnt der Bau der Talsperre. Soviel Menschenleid und soviel Menschenhoffnung liegt dort begraben. Eine Welt für sich . . . eine Welt sagte ich? . . . nein, eine Hölle für sich . . . Und dort hinten, die goldgleißende Fläche, der Atlantik, die Brücke zur Heimat!“

Mit sehnsuchtsvollen Blicken folgte ich der Armbewegung des Gefährten.

„Der Atlantik! . . .“ Sehnsüchtig ließ ich das Auge über die weite, glänzende Fläche gleiten. Eine Rauchfahne stand vor der eben wie ein roter Feuerball hinter den Horizont tauchenden Sonne. Ein Ueberseedampfer. „Ob es wohl ein deutscher war? . . .“

Mit heimwärts gerichtetem Bug . . . ging es dem Vaterland zu . . . der Heimat . . . der fernen Heimat . . . Heimweh, das immer im Deutschen, wenn auch tief unter einer dicken Schicht Asche verborgene Feuer, das bei dem leisesten Erinnern an die Heimat zur lodernden Flamme wurde, brannte in der Brust.

Ich sah es, wenn Fritz mir nachher auch nicht recht geben wollte, auch in seine sonst so fröhlich blickenden blauen Maler-Augen kam ein leichtes Flimmern.

„Heimat!“ Leise, andächtig, unbewußt formten seine Lippen dieses inhaltschwere Wort. Doch schon zuckte seine Hand durch die Luft und riß den breiten Sombrero vom Kopfe und sein Gesicht nahm wieder den leicht ironisch, spöttischen Zug an.

„Wir wollen hier unser Lager aufschlagen!“ Fritz sattelte sein Pferd ab und versetzte ihm einen leichten Schlag auf den Hals, das Zeichen, daß es nun frei grasen dürfe. Schnell hatte auch ich mein Pferd abgesattelt und ohne noch ein weiteres Zeichen abzuwarten, trabte es der kleinen Lichtung zu, auf der grau und unansehnlich ein paar dürre Grashalme und Pflanzen ihr Leben fristeten. Bald flackerte das Lagerfeuer auf und verbreitete um uns ein gespenstisches, magisches Licht.

An diesem Abend empfanden wir nicht wie sonst die Romantik des Lagerfeuers. Zu sehr waren die Gedanken abgelenkt. Fritz dachte wohl an die bevorstehenden Wochen und die Arbeit dort unten im Tale und ich . . ., ich dachte daran, daß es in wenigen Wochen in Deutschland Weihnachten sein würde . . . das zweite Weihnachtsfest nun schon, das ich fern der Heimat, einsam und allein in diesem Lande verleben würde.

„Na, Du, nun komm man erst mal her und iß . . .“ Spöttisch klang die Aufforderung des Freundes, und doch schwang durch seine Stimme heute ein leiser, geheimnisvoller Unterton oder schien mir dies nur so? Immer wieder, auch während die Zähne das getrocknete Fleisch zermalnten, hingen meine Blicke an der nun vom vollen Lichte des Mondes beschienenen weiten, glänzenden Fläche.

„Ob wir die Heimat noch einmal wiedersehen werden? . . .“

In diese bange Frage heulte von drunten aus dem Höllental der langgezogene Ton einer Sirene.

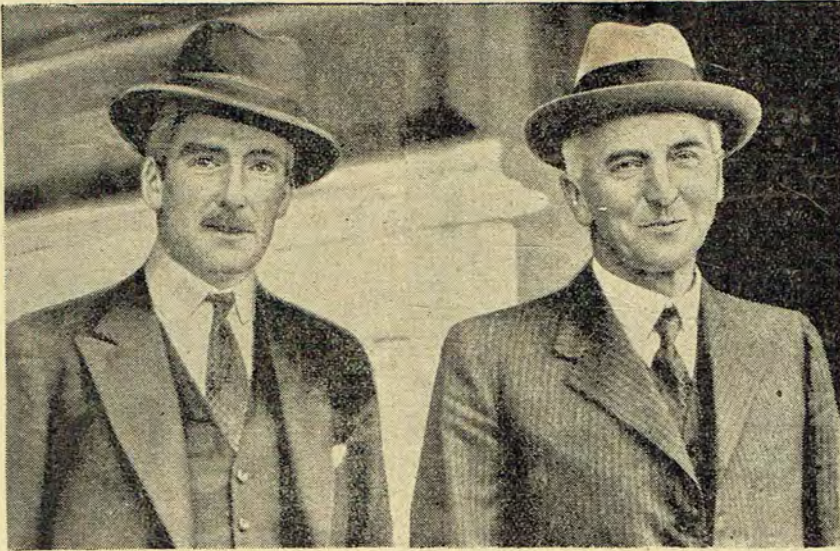
„Die Spätschicht tritt an . . . und morgen, da werden wir vielleicht schon mit diesen armen Teufeln den Kampf ums Dasein, den Kampf gegen den Höllenspfuhl aufnehmen. Es ist zum . . . caracho! Wir, ausgerechnet wir, die wir nun fast ein Jahr lang die freiesten der Freien waren, ungebunden an Ziel und Weg, wollen uns diesem höllischen Friedhof in die Arme werfen? . . .“

Tiefes, nächtliches Schweigen verbarg die Schrecken und Gefahren, die uns rings umlauerten. Und unten im Tal leuchteten die Lagerfeuer auf. Ein Bild des Friedens; und weiter flussabwärts, wo der Bau der Talsperre ausgeführt werden sollte, Licht an Licht, wie ein Heer von Glühwürmchen anzusehen.

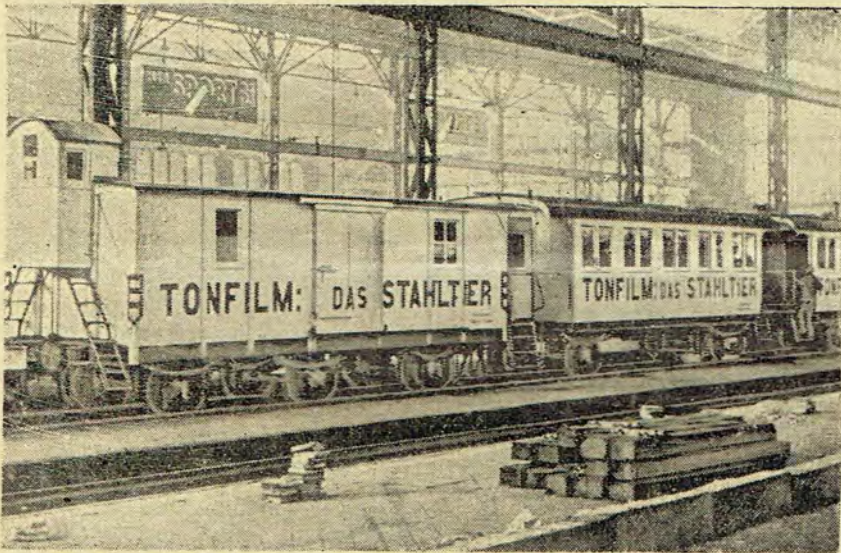
„Wie die Lichter am Tannenbaum . . ., nee, Adventslichter“, spottete Fritz, doch in seine Augen kam dabei ein weltferner, dunkler Glanz.

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

Bilder aus aller Welt



Die Minister, die Berlin besuchen werden, der englische Außenminister Sir John Simon (im nebenstehenden Bilde rechts) und der Groß-
riegelbewahrer Eden (links). Der gegenwärtige Stand der Verhandlungen über den Luftpakt und das Problem der Rüstungen geben den Anlaß zu diesem Besuch.



Tonfilm-Sonderzug der Reichsbahn

Aus Anlaß des bevorstehenden 100jährigen Jubiläums der deutschen Eisenbahn läßt die Reichsbahn den Film „Das Stahltier“ drehen, der die Entwicklung des Eisenbahnwesens von seinen ersten Anfängen bis zu dem Stand der heutigen Vollkommenheit zeigen wird. Für die Aufnahmen zu diesem Film wurde ein Tonfilm-Sonderzug, (siehe Bild in der Mitte links), bestehend aus vier Wagen, zusammengestellt, der bereits München auf dem Wege zu den ersten Aufnahmen verlassen hat.



Der Spaten erobert eine neue Provinz

Der Großangriff des Arbeitsdienstes auf das riesige Emslandmoor an der holländischen Grenze mit einer Fläche von etwa 80 Klm. Länge und 40 Klm. Breite hat im Beisein des Reichsarbeitsführers Hiehl (X) begonnen. Auf unserem nebenstehenden Bilde werden zunächst einmal Pfähle in den weichen Boden getrieben, auf denen dann die Arbeitsbaracken errichtet werden sollen.



Am Tage der 250jähr. Wiederkehr des Geburtstages Georg Friedrich Handels veranstaltete die H.S. vor dem Denkmal des großen Tonmeisters in Halle eine mitternächtliche Gedenkfeier.

Bilder aus der Heimat und aus aller Welt



Bürgermeister Römer in Elsterlein feierte am 1. März 1935 sein 25jähriges Amtsjubiläum. Er wurde am 21. April 1882

in Topfseifersdorf, Amtshauptmannschaft Rochlitz, geboren und besuchte später die Beamtenschule in Geyer, um sich für den Beruf als Gemeindebeamter vorzubilden. In Rücksicht seiner günstigen Fortschritte wurde der Schüler damals von der Direktion bereits vor Beendigung des Lehrganges zum Stadtrat zu Mylau i. Vogtl. beurlaubt und brachte es dort bis zum Ratssekretär. Die Wahl zum Bürgermeister erfolgte am 13. Dezember 1909 unter 70 Bewerbern. Seit Beginn seiner Amtstätigkeit hat sich Bürgermeister Römer seinen kommunalpolitischen Aufgaben mit außerordentlicher Tatkraft gewidmet und waren mancherlei finanzielle und sonstige Schwierigkeiten damit verbunden, doch fand er jederzeit Mittel und Wege, um das gesteckte Ziel zu erreichen. — Die Heimatpresse gedachte des Jubilars am 28. 2. ausführlich.

Sämtliche Bilder (außer auf Seite 8) stammen vom Presse-Klischee-Dienst Dr. Sells-Enßler A.-G., Berlin.



Die Lindenwirtin gestorben

Die weit über die Grenzen ihrer Heimat hinaus bekannte Lindenwirtin in Godesberg am Rhein, Aennchen Schumacher, ist an Herzschwäche gestorben. Die Lindenwirtin konnte erst vor wenigen Wochen ihren 75. Geburtstag feiern.



Zur Saarrückgliederung am 1. März 1935

Am 1. März, um 9.30 Uhr, wurde im Kreisständehaus zu Saarbrücken (siehe Bild in der Mitte) durch den Vorsitzenden des Dreierausschusses, Baron Aloisi, an Reichsinnenminister Dr. Frick die feierliche Rückgliederung des Saargebietes vollzogen. — Obwohl das Saargebiet der Fläche nach noch nicht ein halbes Prozent des Reiches ausmacht, und seine Bevölkerung nur etwas mehr als 1 Prozent, ist es doch ein Wirtschaftsfaktor allerersten Ranges. Es liefert rund ein Viertel des deutschen Roheisens, ein Fünftel des Rohstahls und rund ein Zehntel der deutschen Gesamtkohle. Zahlreiche andere Industriezweige bewegen sich auf einer ähnlichen überdurchschnittlichen Höhe. Auf engstem Raum sind hier also namhafte Teile der deutschen Volkswirtschaft konzentriert.



Baron Aloisi.



Reichsminister Dr. Frick.

(Fortsetzung von Seite 3.)

Mitternacht war längst vorüber und immer noch saßen wir beide um das leise knisternde Lagerfeuer, schweigend, jeder den eigenen Gedanken nachhängend. Unzählige Sterne glitzerten am dunklen Nachthimmel und aus diesem Gefunfel der Sterne hob sich das Kreuz des Südens, das Wappenbild Brasiliens, deutlich hervor. Es war wohl die erste Nacht, seit langem, in der wir nicht den ersehnten Schlaf fanden. Schon verkündete ein lichter Streifen am Horizont das Kommen des jungen Tages. Da —! Drunten im Tale schrie wieder die Sirene.

Und wieder zog das zynische, grausame Lächeln über das Gesicht des Gefährten:

„Das ist sie, die Stimme des verfluchten Vampyrs aus dem Sumpfe . . . sie schreit nach Opfern, sie schreit nach Blut! . . .“

Und wie von Zauberhand berührt, kam drunten der in allen Teilen so fein und kompliziert durchdachte Mechanismus, der zusammengesetzt war aus vielen menschlichen Händen, Armen und Beibern in Bewegung. Und dieser Mechanismus arbeitete sich zähe und unbeirrt um das Versagen einzelner Glieder langsam, aber unaufhörlich in das schier undurchdringliche Dschungel des Sumpfes hinein.

Es war Mittag, als wir unten im Tale anlangten. Die Arbeiter oder wie sie Fritz in seiner zynisch brutalen Art nannte, die Friedhofsaspiranten, hielten kurze Rast. Kaum daß einer von ihnen den Kopf hob, als wir langsam durch das Barackenlager ritten. Stumpfsinnig vor sich hinstierend, einige im Halbschlaf dösend, andere gedankenlos den Rauch der Zigaretten in die flimmernde Luft blasend, schienen sie jegliches Interesse für die Umwelt verloren zu haben. Bleich, hohlwangig, mit qualvoll geweiteten Augen lagen wieder andere vor den Türen der Baracken herum; die langen, hageren Finger hielten zitternd die Zigaretten und vermochten sie kaum noch zum Munde zu führen.

Als ich Fritz auf diese Mitleidsgestalten aufmerksam machte, blickte er mich eine Weile schweigend an.

„Malaria!“, flüsterte er, wandte sich hastig herum und drückte dem Pferde die Sporen in die Weichen.

„Da wären wir!“ Wir hielten vor einer größeren Baracke, dem Verwaltungsgebäude. „Kommt!“

Schnell waren die Pferde angekoppelt und ohne weitere Erklärungen zog mich Fritz mit in das Haus.

Nach kurzem Suchen steuerte Fritz auf eine bestimmte Türe zu und auf sein Klopfen öffnete sich ein daneben eingebautes Fenster. Heraus schaute verwundert und fragend eine wahre Teufelsvisage . . . : Personalchef.

„Wir suchen Arbeit!“, kurz und bündig schleuderte Fritz dem Menschen unser Anliegen ins Gesicht.

„Arbeit . . . ?!“ Mit halb zugekniffenen Augen musterte uns dieses Individuum eine Weile von oben bis unten. Maßloses Erstaunen spiegelte sich in seinen Zügen. Es war wohl eine nicht alltägliche Begebenheit, daß zwei Menschen, die noch ein Pferd ihr eigen nannten, auch sonst dem Aeußeren nach zu urteilen noch für die Begriffe des Höllentales zu wohlhabenden Leuten gezählt werden mußten, hier um Arbeit nachsuchten, hier in dieser Hölle, die sonst nur Menschen beherbergte, die im Kampf mit dem Urwald unterlegen, denen das nackte, grausame Leben alle Illusionen zerschlagen und die nun hier, nachdem all ihr Mühen und Kämpfen zur Erringung einer neuen Existenz zuschanden wurde, nichts weiter wollten und auch weiter nichts mehr hatten als . . . die Heimat. Und nach dieser zog es sie mit unwiderstehlicher Gewalt und nach der Heimat sehnten sie sich mit jeder Faser des Herzens. Und diese Sehnsucht wurde so übermächtig, daß sie selbst die fürchterlichen Strapazen und Gefahren dieser Hölle nicht scheuten, wenn diese Hölle ihnen nur die Hoffnung gab, einmal wieder so weit zu sein, daß sie sich die Schiffskarte nach dem Vaterland erstehen konnten. Alles warfen sie in die Wagschale: ihr Leben, ihre Gesundheit, alles, was sie, die hier im fremden Lande nicht Wurzel fassen konnten, noch besaßen, um es einzutauschen gegen ein lumpiges Papier, das

ihnen die Berechtigung gab, an Bord eines Dampfers zu gehen, der sie heimbringen würde nach der Heimat. Hier im Höllental war das moderne zweite Babylon. Alle Sprachen der Welt schwirrten hier durcheinander. Dort drüben, wenn man über die Schultern des Personalchefs schaute, hingen an langen schwarzen Tafeln unzählige Messingschilder mit Nummern darauf und über jeder stand ein Name geschrieben: Müller, Meier, Schulz, und so viele, die schon beim bloßen Anschauen verrieten, daß auch hier das deutsche Element in der Mehrzahl war. Auch wir bekamen beide so ein Messingschild mit einer Nummer darauf und damit wurden wir eingereiht in den Mechanismus des Höllentales. Langsam versank der Blutball der Sonne hinter den fernen Bergen.

Drei Sirenen schrieen über das Tal: Feierabend!

Anderer sah man nur hin und wieder und dann auch meist nur in Gesellschaft einiger höherer Verwaltungs- oder Regierungsbeamten, hoch zu Ross oder im Auto dem Höllental einen Besuch abstattend. Die andern, die kamen und um Geld für alles zu haben waren, zogen es sehr bald wieder vor, weiter hinauf in die Gold- und Silberminen zu gehen, um dort ihr „Glück“ zu machen, denn der vom Fieber und von den Strapazen im Sumpf ausgemergelte Körper der Höllentaler sehnte sich nicht mehr nach dem Weibe. Das heiße, begehrliche Blut schien von der Blut der sengenden Sonnenstrahlen verdampft.

Der Tag ging zur Neige; es wurde still und stiller im Höllental. Nur hie und da klang noch die sehnstüchtige Weise irgendeines Musikinstrumentes von irgendeiner melancholischen Stimme begleitet durch den Abendfrieden. Doch auch das verstummte allmählich und ein beängstigendes Schweigen sank mit dem Nachtschatten über das Tal.

Und am Morgen, ehe noch der nervenaufpeitschende Schrei der Sirene die Schläfer aus ihrer Nachtruhe hatte aufscheuchen können, erhoben wir uns von unserm Lager; galt es doch, bevor wir in den Sumpf gingen, unsere Pferde zu versorgen. Als dann die Sirene aufheulte, standen wir vor der Tür und sahen mit einiger Erwartung dem Kommenden entgegen. Abenteuerlich gekleidete Menschen, zum Teil zerlumpt und verwildert mit seltsam schleppenden Schritten, trabten durch die Straßen.

Wir warteten auf unsern Trupp; waren wir doch dem sogenannten Stoßtrupp zugeteilt, dessen Arbeit darin bestand, weiter oben das Flußbett von Schilf und Schlingpflanzen, Gras und übermannshohem Gestrüpp zu reinigen. Eine fürchterliche Arbeit!

Miraden von Moskitos, Fliegen und anderen Blutsaugern umschwirrten uns in dichten Wolken und die Luft zitterte und sang förmlich vom Flügelschlag dieses Viehzeugs. Hinzu kam noch, daß jeder hier vorn Schritt für Schritt vom Tode umlauert war. Unheimlich das Bewußtsein, bei jedem Schritt, bei jedem Aufnehmen von Schilf von einer giftigen Schlange gebissen werden zu können.

„Totengräber“ nannte man uns . . . und Friedhofsaspiranten waren wir, in dieser Hölle hier vorn, immer das feine Siren der todbringenden Insekten im Ohr, fast ununterbrochen das aufgeregte Rasseln und Klappern der Klapperschlangen und wütende Zischen anderer Giftschlangen anhören zu müssen, wurden wir allmählich selbst zu Teufeln, zu Dämonen, unempfindlich gegen das Leid der andern.

Alle Lünche, alle Positur, mit der sich die Menschen im Laufe ihres bisherigen Lebens überzogen hatten, sprang hier wie brüchiger Lack ab, und der wahre Mensch trat in Erscheinung. Nur Nordländer standen hier auf vorgeschobenem Posten. Und so nach und nach kannte man eines jeden Lebenslauf und Leidensgeschichte. Sie alle waren mit großen Zukunftsplänen und Illusionen nach hier ins Land, wo „Milch und Honig“ fließt, gekommen oder glaubten doch durch ihrer Hände Arbeit einmal ein freier Mensch auf freier Scholle werden zu können. Wie Seifenblasen waren die Zukunftspläne geplatzt.

(Schluß folgt.)

Nooch'n Heierohnd

Dr Rock'ngang

Nach einer wahren Begebenheit von Laura Herberger, Buchholz.

„Beste, Rös'l, was mr heit machen könntn?“ saht de Borch't-Emma zu ihrer Schtub'nnachbrn, „mr könnt'n emohl zr Höselbarth-Frieda nooch Fruhna (Frohnau) ze rock'n gieh; (mit der Heimarbeit besuchen). „De Frieda drzehlt allemohl jette spaßige Sach'n, doß mr aus'n Lach'n nett rausstimmt.“

„Nu,“ saht dodrauf 's Mahlhorn-Rös'l, „iech hoo nischd dr-gegn, obr mir welln nár nett esu schpet gieh, weils ihe bal' Nacht ward un doß mr nett in de Kuhhardn neikumme, wenn se eigetrieb'n warn; denn du hast schie allemohl zu sett'n Rock'n-gänge dei rutgekastelte Bluse aa un iech weß noch aus meiner Schulzeit, doß emohl e sechsgarigs Mad'l, dos e ruts (rotes) Klad'l ahatt, von enn Stier vrsolgt wurn is; dos Kind rennet wos nár esu kunnt un schtürzet aa noch in enn Wass'rgrob'n, dar unt'n an dann Fald hieloff. Do nei wollt dr Schtier ober doch nett schpringe un lehret wiedr zu seiner Hard zerick. Dos arme Mad'l obr hat durch die Angst un dann Schrack un dos kalte Bod in dann Grob'n ziemlich de Schprooch v'rlor'n. Un heit ka se noch nett richtig wieder red'n! Dos hoo iech schü oft gehärt, doß de Schtier de rute Farb nett leiden könnten.“

„Dovú hoo iech noch nischd gehärt,“ mahnet dodrauf de Emma „un mir sei doch a kane klenn Kinn'r, wu sich e Schtier läch'r nawogt.“

„Ime Zwäe rim wurch sich also von Darf'l aus, wu die zwä Nachbrn wuhnetn, nooch Fruhnaa off de Sock'n gemacht. 's Rös'l war fruh, doß nirngst Küh offn Faldern ze sah warn, dobei hat se sich obr nett ibrlegt, doß ja nett geleich ze Mittag wiedr ausgetriebn ward, die Küh müssen ja erscht nooch'n Fütt'rn ewing ruhe.“

Dr Noochmittig vrgieng in schännster Weis'. De Frieda hat aa enn gut'n Kaffee gekocht un viel Spaß wur gemacht. Wie's obr de Dämmring abroch, saht's Rös'l: „Na, Emma, ihe brach'n mr auf, mr hoot aa drhamm noch allrhand ze tu.“

Die zwä Köckrn machetn sich fartig un de Höselbarth-Frieda lud se ei, sei racht bal' wied'r ze kumme.

Wie se e ziemlich Stüch ne Barg nooch Darf'l zu naus sei, sanne se ewing Gunge offn Fald schtieh un die singe, esu laut se nár kánne:

„Horei, Horei, ihe trebbt dr faule Kuhhiert ei“ — de Weib'r sei wie drdeppert; wie se aufblickn bei ihrn Geschpreech, sanne se, wu ubn rei e Hard Küh gesprunge kumme.

Nu nár geschwind ausgerissen un wiedr ne Barg numm'r. Bei dar Kennerei war ne Rös'l dos Lad'rband, wos ibrn Fuß bei dann niedrign Schuh'n liegt, aufgesprunge un zelegt v'rlor se gar noch dann Schuh, wus Band aufgefahrn war, obr dos war ihr ganz egal; 's wur abn wett'r vir dar Kuhhard ausgeriss'n un off amohl schtand'n se wied'r vrn Haus bei dr Frieda. Die schlug de Händ v'r Lach'n ibrn Kopp zamm, wie die zwä Weibsn mit ganz rutn Gesicht'rn vun ihrn Schrack drzehletn.

„Na ruht Eich nár arschd noch e bissel aus,“ saht de Frieda, „un nocherd probierscht de emohl, ebb dir die Schuh do pass'n, de fast doch nett bluß mit enn Schuh nooch Darf'l las'n.“ Un d Schuh passetn. Zum Gelick hat e Fraa dann v'rlorene Schuh gesund'n, die die zwä Weibsn hat renne sah un passet auf, ebb se wied'r rauszukäme. 's Rös'l war sehr fruh, als e Fraa, die unn'r dr Haustier schtand, saht: „Hab'n Sie etwa einen Schuh verloren?“ 's Rös'l bejahet un nahm ihrn Schuh mit Dant in Empfang.

Dos obr nahm se sich fest vir, in Harbist, wu de Küh ausgeetrieb'n warn, gieng se nie wied'r nooch Fruhna ze rock'n. —



Erzgebirgische Patienten

„Na, nu is doch wieder gange bei dr alten L ange!“

När mit'n Grimm stieht's noch racht schlimmm.

Gestern trof'ch ne Tischler Haupt — 'r hot siech nár wieder zammgeklaut!

Ich gelaab, drunten dr Master Stern ward aah wieder wer'n.

Obr mit ne Staabauer fenn Knacht gieht's die Woch' gottergar schlacht.

Un sei Nachbr, dr Koch, pfeift aah of'n lekten Loch.

An Barg, ne Hunig-Schuster sei alter Drachen, wos söllt dä dar ihe machen?

Dr Stern-Wirt'n hiem in dr Kneip' fahlt's gar esu in ihrn Leib!

Dr arme Better Haussta klogt übersch Reiß'n in Baa.

's Brief-Rees'l in Armehaus sooch sei ihe gotts-gammerlich aus.

Dr Grußvoter läßt eich allezamm racht schie grißn — 'r ward wuhl aah bal' fort miss'n!

Dr Schulzen ihr klaa Kind dos is ehmd vuller Grind.

Ja, dr Biehl-Arnst hot ne Star schu über dreße Gahr!

An Wald draußn dr Meiler-Fried macht sei aah nimmer lang miet.

Ach, mit unner' Mastler-Muhm hoom mr a Blog wuhl schu über vörze Tog.

Inu, dr Salermaster Tafft hot siech doch noch d'rassft!

Ah de Müller'n driem in Grund is nu bal' wieder gesund.

När bei dr Bevattere Wolfen, do hot nischd meh' geholfen.

Ich gelaab, dr Fried-Schneider sieht ne Schnee heier ah nimmermeh'.

Wie kunnt d'rister dar Schaarschleifer springe! Ihe muß'r siech nár zwinge.

De Kartenschlagern is wieder tüchtig of de Socken! Heit kimmt se zerocken (hugen).

Drd Bot-Better tot gestern a Zettela schreiben — ar würsch nimmer lang treibn.

Gar oft hoom de Zeit schu ne alten Färschter aufgahn — nischd is — 'r blebbt noch am Labn!

Ne schlachte Kranket warsch bei dr Fraa Birstanden — obr 's war d'rhalbn noch Retting v'rhanden.

Mei Schatzl — ach Gott ja — dos war esu gut; bal' fing's ah ze frankeln, un ihe — is tuut.“

Bernh. Brückner, Leipzig.

✠ Zum Bergfest in Johanneergeorgenstadt ✠

Erinnerung an Betriebsdirektor Rudolf Poller.

Diplom-Bergingenieur E. R. Poller wurde am 11. Mai 1865 in Johanneergeorgenstadt als Sohn des Schichtmeisters H. G. Poller geboren. Er besuchte von 1888 bis 1891 die Kgl. Bergakademie zu Freiberg, wo er seine Studien als Dipl.-Bergingenieur abschloß. Als sein Vater am 19. 4. 1898 starb, übernahm er die Betriebsleitung der Grube der Konsolidierten Gewerkschaft „Vereinigtes Feld im Fastenberg“. Während der 32 Jahre seines Wirkens erfolgten mehrere technische Vervollkommnungen im Betriebe. Früher bediente man sich zur Wasserhaltung der Kunstgezeuge, zur Schachtförderung der Wasserräder und des Pferdegöpels, zur Förderung in kleinen Schächten der Handhaspel und in Strecken und Stollen der ungarischen Hunte. Betriebsdirektor R. Poller errichtete Wasserturbinen mit angeschlossenen Dynamomaschinen zur Erzeugung elektrischer Kraft, und zwar für Pumpen zur Wasserhebung, für Kompressoren zur Erzeugung von Preßluft, für Bohrmaschinen, Ventilatoren und Fördermaschinen. Auch Benzol-Motore zum Antrieb von Förder- und Aufbereitungsmaschinen stellte er auf. Die ausgedehnten Stollen und Strecken wurden mit Schienen zum Betrieb einer Gruben-Eisenbahn ausgestattet. Im Verein mit dem Sächsischen Heimatklub sorgte er für Erhaltung des außer Betrieb gesetzten Pferdegöpels, des einzigen in Deutschland noch vorhandenen Wahrzeichens alter Bergmannskunst. Am 4. 1. 1930 starb R. Poller nach kurzem Krankenlager an den Folgen eines Schlaganfalles. Ueber 30 Jahre hat er an der Spitze des Bergvereins gestanden. Im Namen des Grubenvorstandes, der Beamten und Arbeiter der Gewerkschaft „Vereinigtes Feld im Fastenberg“ widmete Generaldirektor Thomeitz-Oberschlema dem Heimgegangenen einen ehrenvollen Nachruf. Unter Hinweis auf Theodor Körners Bergmannslied „Bricht einst der große Lohnstag an und ist des Lebens Schicksal verfahren“ pries Redner in Rudolf Poller den Sproß aus altem Bergmannsgeschlecht, den Bergmann von altem Schrot und Korn, den treuen, biedern, zuverlässigen, echten



Betriebsdirektor E. R. Poller - Johanneergeorgenstadt
* 1. 5. 1865, † 4. 1. 1930.

Knappen, der seinen Beruf über alles liebte und den nichts so schmerzlich berührte, daß durch die Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse auch die Verwaltung seiner Gruben immer schwieriger wurde. Er ruht nun an der Stätte seines Wirkens zwischen seinen geliebten Erzgruben auf dem Fastenberg. Er hat seinen Gedingelohn empfangen und ist heimgekehrt zur Knappschaft des Himmels. Uns Ueberlebenden verbleibt nur, in Hochachtung und tiefem Ernst seiner unermüdbaren Pflichterfüllung, Arbeitskraft u. treuen Kameradschaft zu gedenken. Berghauptmann Dr. i. n. g. Nieß-Freiberg behauptete als Vertreter der Bergbehörde, „daß der Bergbau hier noch umgeht, ist das Verdienst des Mannes, um dessen Tod wir trauern“. R. Poller vereinigte in sich viele wertvolle Eigenschaften und reiches Berufswissen, das den Gruben und dem Bergbau im Obererzgebirge zugute kam. Beim Bergaufzuge am 17. 2. 1929 war der damalige Berghauptmann G. W. Alb. Borchers-Freiberg Gast des Betriebsdirektors Poller, den er unter Bezugnahme auf das Wort „Was du ererbt von deinen Vätern hast“ als verdienstvollen Träger bergmännischer Wissenschaft, Erfahrung und Sitte in feierlicher Ansprache ehrte. Poller war Mitglied des Offiziersbundes, Ehrenmitglied des hiesigen Kriegervereins u. langjähriges Mitglied des Bürgervereins. Seit 1904 gehörte er mit kurzer Unterbrechung den kirchlichen Körperschaften an und förderte das Wohl der Kirchengemeinde. Viele Jahre war er auch Mitglied der städtischen Körperschaften (Stadtverordneter und Stadtrat). Nach Schluß des Weltkrieges stiftete er das Geläute der Rathaus-Uhr. Auch das Fenster des Kirchenschiffes mit Glasmalerei und Darstellung des ehemaligen Schichtmeisters H. G. Poller ist sein Geschenk.

Ein Menschenalter hindurch hat er die Sitte des historischen Bergaufzuges mit Berggottesdienst aufrecht erhalten, so daß Betriebsdirektor R. Poller gar wohl verdient, an jedem kommenden Bergaufzuge seiner in Ehren zu gedenken.

Robert Sahn.

Bilder aus der Heimat

Neuer Meister in Königswalde. Fleischergefelde Rudi Hecker (links im rechtsstehenden Bilde), der im väterlichen Geschäft tätig ist, bestand vor der zuständigen Prüfungskommission dieser Tage seine Meisterprüfung. Aus diesem Anlaß wurde in herkömmlicher Weise ein stattlicher Ochse, mit dem üblichen Schmuck und Geschenken für den neuen Meister behängt, durch den Ort geführt und überall lebhaft begrüßt. Wir beglückwünschten den neuen Meister zu seinem Erfolge recht herzlich!



Treuverdient um die erzgebirg. Landwirtschaft. In Schwarzbach beging der „Landwirtschaftliche Verein“ sein 50-jähriges Bestehen. Ihn leitet seit 1909 als erster Vorsitzender Albin Seltmann. 26 Jahre hat er also den ihm ans Herz gewachsenen Verein betreut und damit die Belange unsrer gebirgischen Landwirtschaft verdienstvoll gefördert. Mit Recht feierte man ihn deshalb in einmütiger Dankbarkeit bei der Halbjahrhundert-Veranstaltung des Vereins. Unser Bild (nebenstehend links) zeigt den vorbildlichen Führer der Vereinigung, der noch in unerminderter Hingabe seines Amtes waltet.

